

Über das Wildfräuleinkraut

Autor(en): **Ribi, Hilde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fläscher Bad ein und machten von ihren Verstecken in Wäldern und Büschen aus ihre Raubzüge in die Dörfer, um an der gleichen Stelle wieder aus dem Land zu verschwinden. Sie beehrten eine Bewachung dieser Grenzstelle auf Staatskosten. Dies wurde ihnen nicht gewährt. Das erlassene Edikt sei genügend. Es sei Sache ihrer Gemeinden, zum Rechten zu sehen. Da wo die Diebe die Flucht ergreifen, dürfe auf sie scharf geschossen werden.

Gegenüber bewaffneten Zigeunern verfuhr man mit besonderer Schärfe. Der Bundestag zu Ilanz 1765 setzte zehn Kronen auf den Kopf eines schon durch frühere Dekrete vogelfrei erklärten bewaffneten Zigeuners aus.

Eine stehende Straßenpolizei zur Abwehr dieser Landesplage fehlte bis 1768, da sechs Landjäger, die sogenannten «Hartschiere», diesen Dienst für ganz Graubünden übernahmen. Da aber der Unterhalt auch dieser kleinen Mannschaft der Mehrzahl der Gemeinden zu kostspielig erschien, wurde sie bald wieder entlassen. In den Siebziger Jahren bei zunehmender Vermehrung von «fremdem Volk» wurden die sechs Straßenpolizisten wieder angestellt bis 1781. Doch schon im Jahre 1783 wurden acht Landjäger angestellt, weil von der Herrschaft bis ins Domleschg hinein eine Menge von Einbrüchen erfolgt war, den Maienfeldern ihre Rosse von den Feldern getrieben und die Hirten durch Schüsse verwundet worden waren.

Im Jahre 1766 wurde die Errichtung eines zentralen Kriminalgerichts Gemeiner Lande zur Aburteilung fremder Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit im Bundestag beantragt. Die souveränen Gemeinden trauten der Sache nicht ganz, und nur mit einem schwachen Mehr von drei Stimmen wurde das Projekt 1769 angenommen. Doch kaum hatte das Landesgericht seine Tätigkeit aufgenommen, widersetzten sich die stolzen Gerichtsgemeinden, ihren Blutbann an ein zentrales Landesgericht zu übertragen, und die Folge war, daß das Gericht schon 1761 aufgehoben

wurde. Um 1783 wurde es nochmals, wenigstens für einige Jahre bestellt.

Auch im 19. Jahrhundert trieben sich viele Landstreicher im Lande herum. Im Jahre 1808 wurde ein Kantonskriminalgericht, bestehend aus drei Richtern, zur Aburteilung ausländischer Vagabunden ins Leben gerufen, das sogenannte *Vagabundengericht*. In den sechs Jahren bis 1814 behandelte es zwölf Fälle. Im Jahre 1821 sprach es im Mordfall des Franz Rimmel die Todesstrafe aus. Doch der Verbrecher entzog sich der Strafe durch Selbstmord. Darum beschloß das Gericht, die Todesstrafe am

Leichnam des Mörders symbolisch zu vollziehen, was laut Gerichtsprotokoll folgendermaßen geschah: «Der Leichnam des Franz Rimmel soll heute nachmittag um zwei Uhr nach Läutung des Rathausglöckleins durch den Scharfrichter, auf einer Kuhhaut, durch die Obere Reichsgasse, auf die gewöhnliche Gerichtstatt geschleift und all dort an den Galgen aufgehängt werden, wo derselbe zum warnenden und abschreckenden Beispiel zu verbleiben hat, ohne herunter genommen zu werden, bis er von selbst herunter fallen wird.» Solches geschah im Jahre 1821!

Über das Wildfräuleinkraut

von Hilde Ribl

Die Bündner nennen es seit jeher auch einfach «Herba da Munt» oder Iva. Das ausdauernde Wunderpflänzlein, mit wissenschaftlichem Namen *Achilléa moschata* geheißten, gedeiht in großer Höhe überall vom Montblanc bis in die Steiermark, vorzüglich aber in den zentralen Bergketten des Alpenmassivs. Alte Moränen, Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Schutthalden, trockene Magerböden im Urgebirge sind seine bevorzugten Standorte. Niemals gedeiht es auf Kalkgrund, und in den botanischen Gärten der Niederungen ist es kaum am Leben zu erhalten. Auf schmalen aperi Felsbändern hoch über den Einöden des ewigen Schnees bildet der zierliche Korbblütler die oberste Weide der Gemen. Im Wallis und insbesondere im Kanton Graubünden ist diese zwerghaft kleine, meist nur etwa zehn, höchstens fünfundzwanzig Zentimeter hohe Schafgarbe noch auf 3400 Metern Höhe anzutreffen.

Schafgarben sind geheimnisvoll uralte Pflanzen, sehr zäh und ausdauernd. Es gibt ihrer rund hundert Arten, zumal in den nördlichen Zonen der Alten Welt. Etwa ein Dutzend davon sind in unseren Landstrichen heimisch, vor allem die «gemeine» oder «tausendblättrige», die *Achilléa mille-*

folium, die man überall an Böschungen und Ackerrändern und auf voralpinen Weiden trifft.

Den Chinesen galt die Pflanze als heilig. Ihr Wahrsagebuch «I Ging, das Buch der Wandlungen» schreibt zur Orakelbefragung ausdrücklich fünfzig Schafgarbenstengel vor, da in ihnen kosmische Kräfte wirksam seien und sie heiligen Pflanzen entstammten. — Den Namen *Achilléa* aber verlieh Linné dieser Pflanzenart, da Achilles, der schönste, schnellste und tapferste unter den Helden vor Troja, die Wunden seiner Krieger mit Schafgarben geheilt haben soll. Das Wissen von deren Heilkraft habe Cheiron ihm vermittelt, sein auf den kräuterreichen Anhöhen des Pelion hausender Urgroßvater, Freund der Götter und Heroen, den die Ilias als den gerechtesten der Kentauren feiert. «Soldatenkraut» nannte man die blutstillende Pflanze übrigens vor Zeiten auch hierzulande.

Den Namen Schafgarbe — «Schafgarwa» — aber findet man schon im Pflanzenbuch der kräuterkundigen Hildegard von Bingen, der berühmten Äbtissin aus dem 12. Jahrhundert. «Garwa» bedeutete althochdeutsch soviel wie «Heiler». Vermutlich haben die Hirten der damaligen Zeit

die Pflanze als Wundkraut für ihre Tiere, insbesondere für die Schafe, gebraucht. Sie galt jedenfalls als Heilmittel «für Lüt und Veh» schon seit jeher. Erst in unserem Jahrhundert scheint sich ihre Bedeutung im Bewußtsein des Volkes mehr und mehr zu verlieren. Eine uralte Legende weiß zu berichten, einst habe Joseph, der Zimmermann, sich bei seiner Arbeit mit einer Axt verletzt. Da sei das Jesusbüblein hurtig hinaus auf die Wiese gerannt, habe Schafgarbenkraut herbeigeht und damit das Blut alsbald gestillt; auch habe sich hernach seines Vaters Wunde sehr bald wieder geschlossen. Auch allerlei üble Dünste und sogar Blitzgefahr soll das Kraut abgewehrt haben. Man schaffte es ins Haus bei Pestgefahr, man brachte es in Büscheln an Stall und Scheune an, trank Schafgarbenabsud gegen Schlaflosigkeit und hängte das aromatische Kraut in die Stuben der Wöchnerinnen. Mit Schafgarbenwasser wuschen sich die Mägdlein das Gesicht zur Hautverfeinerung, und die zarten Fiederblättchen der *Achillea* nannte man «Augenbrauen der Venus», da die Göttin der Liebe und Schönheit selbst das Wunderkraut gebraucht haben soll.

Kulturhistorisch insbesondere interessant aber ist die hochalpine Form, die kleine Moschusschafgarbe, die man Wildfräulikraut nennt. Eine rätselhafte Sage erläutert den Namen: Es hätten einst, «in jenen grauen Jahren, als das Volk noch im innigsten Verkehr mit der Natur stand und gute und böse Geister Bach und Busch belebten», zwei Frauen hoch auf einer Alp Besuch gemacht und seien nach frohen Stunden spät durch die wilde einsame Gebirgslandschaft wieder talwärts gestiegen. In einer Schlucht aber sei die eine, von Krämpfen geschüttelt, plötzlich hilflos niedergesunken. Nachdem dann ihre erschrockene Gefährtin hinweggeeilt sei, um Beistand zu holen, sei unversehens eine Gestalt in weiß schimmerndem Kleide vor die Kranke hingetreten, habe vom Fels eine Iva gepflückt und sie ihr schweigend dargereicht. Nachdem die Leidende das duftende Kraut gegessen habe, seien

ihre Schmerzen wie weggeblasen gewesen, und sie habe allein zu Tale wandern können. Das hilfreiche Wildfräulein jedoch sei niemals wieder gesehen worden.

Die erste sichere Kunde von der *Iva moschata* verdanken wir Konrad Gessner, dem großen Zürcher Naturforscher und Arzt des 16. Jahrhunderts. Nachdem der Bündner Huldreich Campell ihn auf dieses Pflänzchen aufmerksam gemacht hatte, entsandte er im September 1559 auf eigene Kosten einen seiner Schüler «auf eine Entdeckungsreise in die Wildnisse Hochrhätens», um solcher Kostbarkeit zuhanden seines Wurzel- und Medizinalgartens in Zürich habhaft zu werden. Dem Burschen gab er ein Empfehlungsschreiben an den gelehrten Churer Stadtpfarrer Johannes Fabricius mit, einen ihm befreundeten Elsäßer, der in Zürich studierte hatte: «Ist es möglich, so verschafft ihm einen Reisegefährten oder gebt ihm eine geschriebene Anweisung des einzuschlagenden Weges», schrieb er, «denn er kann lesen und kennt die Pflanzen sehr gut. Ich denke, er werde auch ins Misox kommen; dort kann er die *Iva moschata* finden, und ich wünsche, daß er mir eine bringe.» Der große Mann hat «das kleine Alpenkraut mit dem außerordentlich gewürzhaften Geruch» denn auch wirklich bekommen und in seinem kleinen Gartenareal eingepflanzt. Es grünte und gedieh zunächst ganz ordentlich, ist aber schon Ende Juli im folgenden Jahre zugrunde gegangen. Übers Jahr, im Sommer 1561, hat dann Gessner — gesundheitlich geschwächt und völlig überarbeitet — selber eine Reise ins Bündnerland unternommen, einerseits um zu botanisieren und sich ausgiebig mit einfachen Berglern zu unterhalten, andererseits um jenseits des Stilsjerjochs in Bormio die Thermalbäder zu besuchen. Die liebliche Granitpflanze *Iva* fand er «nur auf den allerhöchsten Punkten des Wormserjochs», will sagen hoch am Umbrail. (Bormio führte den deutschen Namen Worms.) Kurz nach seiner Heimkehr berichtet er dem berühmten Augsburger Arzt Adolph Occo, der

gleich ihm in seinem Garten fremde und seltene Pflanzen hegte, was die Anwendung der *Iva moschata* gegen Epilepsie der Kinder betreffe, so habe er gehört, daß sie gepulvert den Speisen beigemenget werde; er jedenfalls halte sie für äußerst heilkräftig. — Daß man damals die Pflanze gedörret und fein zerrieben dem Kinderbrei beizumengen pflegte zur Behebung von Krämpfen, kann man auch in dem 1570 erschienenen Werk «De Alpibus Rhäticis» des ältesten Bündner Topographen und Historikers Durisch Campell nachlesen.

Sodann berichtet der Chorherr Johann Jakob Scheuchzer, der andere Zürcher «Vater der Naturwissenschaften», ein Universalgelehrter gleich Gessner, anlässlich einer Reise nach Bünden, 1703, es würden die Bewohner daselbst die «Herba da Munt» oder *Iva* nicht nur gegen Kinderkrankheiten, sondern vorzüglich bei solchen Übeln, welche von Erkältungen herrühren, auch bei Magenschwäche, mit glücklichem Erfolg anwenden. — Knappe siebenzig Jahre später hat Albrecht von Haller in seiner klassischen Geschichte der Schweizer Pflanzen sehr einläßlich von der *Iva* berichtet.

Daß aus dem kostbaren Kraut mit seinen ätherischen Ölen schon seit längerem eine vorzüglich heilsame Essenz bereitet werde, teilte 1782 ein Pfarrer mit Namen Gujan im vierten Jahrgang der bündnerischen Wochenschrift «Sammler» mit. Es muß sich dabei um die simple Urform des sogenannten *Iva*-Bitters, eines altbewährten Hausmedikaments, gehandelt haben: Gedörretes *Iva*-Kraut wurde in irdenen Krügen an Tresterbranntwein angesetzt und später abgeseiht und mit wenig Wasser verdünnt. Bei festlichen Anlässen, Gastereien und insbesondere am Altjahrsabend gab man kurzerhand ein tüchtiges Stück Zucker vom Stock hinzu, und fertig war der «*Iva*-Fleur», der süße Schafgarbentrunke, «ein geistiger, gar angenehmer Liqueur». In verbesserter Form verbreiteten die Bündner Zuckerbäcker seinen Ruhm schon im 18. Jahrhundert in alle Welt. Durch unermüdliche Destilla-

tionsversuche brachte der Engadiner Apotheker S. Bernhard schließlich ein ganz vorzüglich reines, ansprechendes Produkt auf den Markt. In Chur wurde eine eigentliche Iva-Fabrik gegründet. Ständig waren damals bergkundige Iva-Sammler am Werk, kletterten sommers mit geräumigen Leinensäcken hoch hinauf in Fels und Geröll, klaubten die saftigen Blätterbüschel zusamt den halberschlossenen Blütenstengeln sorgsam vom Erdgrund und brachten die Ausbeute, zehn, fünfzehn, zwanzig Pfund, zu Tal. Große Ehrung ward den nach S. Bernhards Rezept fabrizierten Iva-Schnäpsen 1867 zuteil: damals wurden sie nicht nur an der Pariser Weltausstellung rühmlich ausgezeichnet, sie wurden auch von der Zürcher Sanitätsdirektion bei der in jenem

Jahre herrschenden Choleraepidemie dem Publikum ganz ausdrücklich empfohlen, als «vortrefflich erwärmendes Getränk», während anderseits der Verkauf aller sogenannten «Choleraliqueure», die anscheinend damals wie Pilze aus dem Boden schossen, strikte untersagt wurde. Schon in dem 1588 von Jakob Theodor Tabernaemontanus, Apotheker und hernach Leibarzt des Bischofs von Speier, in Frankfurt am Main herausgegebenen riesigen Codex «New vollkommen Kräuterbuch» aber steht zu lesen: «Wann einer unlustig ist und nicht essen und trinken mag, der nehme Garbenkraut und sied es im Wein, seihe es durch und trinke alle Morgen nüchtern ein gemeines Tischbecherlein voll warm.»

Viele unserer Landschaften sind in Gefahr! Das Gleichgewicht wird durch mancherlei Eingriffe der modernen Technik gestört. Die Natur wird zu sehr durch den Menschen bevormundet. Der «Korridor Graubündens», das Churer Rheintal, ist nicht selten von einer rauchgesättigten Luft erfüllt. Auf manchen Hauptstraßen herrscht zeitweise ein Verkehrschaos mit endlosen Kolonnen oder rücksichtsloser Raserei. Bereits gibt es Wintersportplätze, die nicht immer über genügend Parkraum verfügen, was die Gäste verärgert und verbittert. In verschiedenen Ortschaften bilden der Lärm und der Gestank der Abgase der Autos eine Landplage, und das Überqueren der Straße ist zu einem lebensgefährlichen Unterfangen geworden. In den letzten Jahren hat sich das Antlitz mancher Bündnerlandschaften durch wesensfremde und deplazierte Bauten nachteilig verändert. Mitten in einheitlichen Bauerndörfern wurden in Stil und Größe unpassende Häuser errichtet und auf sonnigen Wiesen, an Waldrändern und auf Maiensäßen Ferien- und Wochenendhäuser ohne sinnvolle Beziehung zur Umgebung gebaut. Wo vor wenigen Jahren noch kraftvolle Bergbäche tosend zu Tale eilten, schleichen heute armseelige Wasserlein dahin, und die Rastplätze an den Straßen und Wegen sind verschandelt mit zerschlagenen Flaschen, rostigen Konservenbüchsen und mit Plastikpackungen.

Landschaftsschutz und Landesplanung in Graubünden

Von Werner Nigg

Graubünden ist reich an verschiedenartigen Landschaften. Zerklüftete Berggipfel, gleißende Firnfelder, mächtige Gletscherströme, tiefeingeschnittene Tobel, dunkle Wälder, weite Alpweiden, stille Bergseelein, liebliche Bauerndörfer inmitten grüner Matten und sorgfältig bestellter Äcker, sonnige Rebhänge und südliche Kastanienhaine fügen sich mit vielen andern Elementen zu einem wohlgegliederten Ganzen zusammen. Ja, wir dürfen ein schönes Stück Erde unsere Heimat nennen. Wohl stellten die Naturgewalten harte Anforderungen, aber im Kampfe gegen Lawinen, Rufen, Überschwemmungen, Sturm und Kälte wurden die Bündner zäh und widerstandsfähig und dank des uralten Transitverkehrs über die Pässe weltoffen und aufgeschlossen.

Die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch schufen ein gesundes Gleichgewicht. Einerseits ordnete sich der Bergbewohner in die landschaftlichen Gegebenheiten ein, andererseits bezwang er mit Klugheit und Ausdauer die elementaren Kräfte. Auf sicheren, sonnigen Ter-

rassen und andern günstigen Standorten liegen die Siedlungen; an steilen Bergflanken winden sich Straßen und Bahnen empor; kunstvolle, kühne Brücken überspannen schwindelerregende Abgründe, und hoch über die Waldgrenze hinaus erstrecken sich ausgedehnte Lawinenverbauungen.

Es ist nicht nur das gesunde, heilkräftige Klima — es sind nicht allein die vielfältigen Möglichkeiten für den Berg- und Wintersport — es sind ebenso sehr auch die landschaftlichen Reize, die stets aufs neue Menschen aus aller Welt nach Graubünden locken.

Doch ist es heute mit unseren Landschaften noch so wohl bestellt? Bilden die Menschenwerke und die Natur überall eine harmonische Einheit? Fühlen sich die Einwohner wohl in ihren Dörfern? Bietet Graubünden seinen Gästen überall Entspannung, Ruhe, gute Luft, klares Wasser? Besteht noch die Möglichkeit einer ernsthaften Begegnung mit der Natur?

Man wird mir entgegenhalten, daß die geschilderten Zustände eine allgemeine Zeiterscheinung in den sogenannten zivilisierten Ländern seien, daß Graubünden nur existieren könne, wenn es mit der technischen Entwicklung Schritt halte, daß man unsern Kanton weder in einen Nationalpark noch in eine Art Freilichtmuseum aus dem vorigen Jahrhundert umwandeln dürfe.

Sicher müssen wir mit der Zeit gehen, und jeder realistisch denkende Mensch wird eine fortschrittliche Entwicklung Bündens befürworten. Es muß auch dankbar anerkannt werden, daß schon manches im Interesse einer gesunden Entwicklung